

Schule



Zwei Jahre Zeit zum Lernen, Streiten, Philosophieren – Schülerinnen und Schüler des Robert-Bosch-College in Freiburg

Die Friedensschule und der Krieg

Am United World College in Freiburg machen Jugendliche aus 80 Ländern gemeinsam ihren Abschluss und suchen nach neuen Wegen, um Konflikte zu lösen. Jetzt wird dieses Ideal auf die Probe gestellt VON JONAS SEUFERT

Als Lisa ihren Mut zusammennahm und Mariia in der Kantinenschlange ansprach, war der Krieg, der sie lange sprachlos gemacht hatte, schon knapp einen Monat alt. Sie habe eine Idee, sagte Lisa zu Mariia. Ob sie Lust auf eine Aktion habe.

Lisa Volkova kommt aus Moskau. Mariia Horodyska stammt aus der Nähe von Lwiv im Westen der Ukraine. Vermutlich wären die beiden 18-jährigen Schülerinnen sich nie begegnet, über tausend Kilometer trennen ihre Heimatstädte. Seit einem Jahr aber besuchen Lisa und Mariia dieselbe Schule, das Robert-Bosch-College in Freiburg im Breisgau.

Die Schule ist Teil eines internationalen Netzwerks, der United World Colleges (UWC), 18 gibt es weltweit. Jugendliche aus 80 Nationen lernen in Freiburg zwei Jahre gemeinsam, büffeln Mathe, Biologie oder die Grundlagen globaler Politik für einen internationalen Schulabschluss. Vor allem aber lernen sie hier, sich über kulturelle, religiöse oder soziale Barrieren hinweg zu verständigen. Den anderen zu respektieren, auch wenn die Meinungen oft grundverschieden sind. Hier, am idyllischen Berghang, wo früher ein Kloster stand, treffen queere Jugendliche auf Gleichaltrige, denen die Ehe zwischen Mann und Frau heilig ist. Schwarze Schüler geben weißen Lehrkräften rassistische Workshops. Oder sie streiten alle gemeinsam darüber, ob Innovation die Klimakrise löst – oder nur die Überwindung des Kapitalismus. Oft beginnen die Diskussionen im Unterricht, häufig gehen sie danach weiter, im Schulgarten, in der Kantine, auf den Sofas in den Gemeinschaftsräumen.

Lisa und Mariia haben, wie alle hier, ein anspruchsvolles Auswahlverfahren durchlaufen, haben Essays geschrieben, in Gesprächen Fragen beantwortet. Was bei der Auswahl für einen Platz am UWC nicht zählt, ist Geld. Niemand schaut, ob die Eltern viel oder wenig verdienen. Wer ausgewählt wird, die Schulgebühren aber nicht zahlen kann, bekommt ein Stipendium. Mehr als 90 Prozent der Schülerinnen und Schüler in Freiburg haben eines, bei rund einem Drittel deckt das Stipendium sogar die vollen Kosten, das sind rund 33.000 Euro pro Schuljahr.

Das Leitthema der Freiburger Schule ist Nachhaltigkeit, der Kampf gegen die Klimakrise. Doch seit dem 24. Februar, seit Russland die Ukraine angegriffen hat, wurde die Schule so stark wie nie zuvor auf den Gründungsmythos der UWC-Bewegung zurückgeworfen: Nie wieder Krieg.

Als das erste United World College 1962 in Wales entstand, waren die Schrecken des Zweiten Weltkriegs noch nicht lange vorbei. Wer den anderen

kennt und achtet, so die Hoffnung des Reformpädagogen Kurt Hahn, der als Gründer der Schule gilt, wird Konflikte friedlich austragen. Dem gelingt es am Ende vielleicht sogar, sich über Grenzen und Ideologien hinweg zu verständigen.

Lisa und Mariia schätzen sich, aber Freundinnen seien sie nicht, sagen sie. Sie sehen sich gelegentlich, tauschen sich aus über Hausaufgaben oder den Unterricht. Über den Angriff Russlands auf die Ukraine sprachen sie lange nicht. Dabei krachte er am Morgen des 24. Februar gleichermaßen in die Leben der beiden Schülerinnen.

»Eigentlich bin ich eine extrovertierte Person«, sagt Mariia. »Aber nach der Nachricht wollte ich nur mit meinen engen Freundinnen sein.« – »Ich wollte nur noch schlafen, nicht in der Realität sein«, sagt Lisa.

Lisa und Mariia sind nicht zu Gegnerinnen geworden wie die Länder, aus denen sie kommen. Beide verurteilen den Krieg, beide wollen, dass er so schnell wie möglich aufhört. Und doch sei da dieses Unbehagen gewesen, sagen sie. Das Gefühl, der anderen nicht zu nahe treten zu wollen. »Ich habe nicht gefragt, wie es Mariia geht«, sagt Lisa. »Ich wusste ja, es wäre nicht okay gewesen, wenn mich das jemand gefragt hätte.«

Als sie schließlich in der Schlange in der Kantine aufeinandertreffen, reden sie und vereinbaren, etwas zu tun, gemeinsam. Lisa kann häkeln, Mariia kann organisieren, sie hat Kontakte zu Initiativen in der Ukraine. So entstehen gehäkelte Schlüsselanhänger, kleine Wale in Gelb und Blau. Wale, sagt Lisa, seien friedliche Wesen, die Friedenswächter der Meere. Die beiden Mädchen verkaufen sie auf dem Schulgelände, spenden das Geld an das Ukrainische Rote Kreuz.

Es ist eine symbolische Aktion, eine kleine Geste nur. Und doch ist sie Ausdruck einer Debatte, die das UWC in Freiburg seit Ende Februar fest im Griff hat. Der Krieg traf nicht nur die beiden Schülerinnen, er wurde zur Herausforderung für das gesamte College. Schule des Friedens und der Völkerverständigung zu sein – sind das am Ende nur gut klingende Floskeln? Im zweiten Stock des Schulgebäudes, in einem Seitenflügel direkt neben dem Lehrerzimmer, sitzt Laurence Nodder an einem Besprechungstisch. Der Schulleiter, 63, ist ein freundlicher Mann im Sommerhemd. Die Türen seines Büros sind immer offen, er will, dass die Jugendlichen jederzeit zu ihm kommen können.

»Unser Ansatz ist ein naiver«, sagt Nodder. Und zitiert kurz darauf Nelson Mandela. »Ich erinnere mich, wie er sagte: Die Leute werden nicht mit Hass geboren, ihnen wird der Hass beigebracht. Und wenn man Hass lehren kann, kann man auch Liebe lehren, weil sie dem menschlichen Herzen

näher ist.« Das klingt kitschig, wäre da nicht Nodders eigene Geschichte.

Nodder wuchs als Weißer mit allen Privilegien im südafrikanischen Apartheidsystem auf. Als Lehramtsstudent brach er mit dem Regime, verweigerte den Kriegsdienst und floh nach Lesotho. In den Folgejahren arbeitete er an Schulen, die schwarze und weiße Jugendliche zusammenbrachten, und lernte als Lehrer Nelson Mandela kennen, der eine dieser Schulen besuchte.

Woran Nodder auch heute noch glaubt: Erst im täglichen Umgang miteinander werden die Menschen erkennen, dass sie mehr verbindet, als sie trennt. Diese Mission hat ihn aus den antirassistischen Schulen in Südafrika an ein United World College in Swaziland geführt – und 2014 nach Freiburg.

Aber Nodder ist auch ein Realist: »Die Tatsache, dass es diese Schule gibt, wird kein Jota daran ändern, dass Russland der Ukraine einen Krieg aufzwingt.«

Nodder hat den Lehrplan nach dem Überfall Russlands nicht über den Haufen geworfen, dafür ist er zu straff. Aber er hat Lisa, Mariia und den anderen Jugendlichen Gelegenheit und viel Zeit gegeben, in Schulversammlungen ihre Perspektive zu teilen, auf Demos zu gehen, Aktionen zu starten. Zwei der Schulautos brachten Hilfsgüter in die Ukraine, zwei ukrainische Geflüchtete wohnen auf dem Schulgelände. Der Krieg ist immer wieder Thema im Politikunterricht. Und die Diskussionen gehen in den Pausen und auf den Zimmern weiter. Etwa zur Frage, wann der Krieg zwischen der Ukraine und Russland anfing. War es wirklich der 24. Februar? Mariia aus der Ukraine sagt: »Krieg ist in meinem Land seit 2014.« Seit der Annexion der Krim und dem Beginn der Auseinandersetzungen im Osten der Ukraine. Deshalb nutzt Mariia auch einen anderen Begriff für die Ereignisse der vergangenen Monate. Sie sagt: vollständige Invasion.

Die Russin Lisa hingegen spricht von Krieg. Zu Hause in Moskau könnte sie allein dafür verhaftet werden, denn dort ist nur von einer Spezialoperation des Militärs die Rede. Weil Lisa Repressionen fürchtet, wurde für diesen Text ihr Name geändert.

In Russland, sagt Lisa, sei sie unpolitisch aufgewachsen. Doch als Jugendliche wunderte sie sich zunehmend über die Regierung, besonders nach dem Giftanschlag auf den Oppositionspolitiker Alexej Nawalny im Jahr 2020. »Ich dachte: Irgendetwas läuft falsch. Wenn die Regierung sich im Recht sähe, würde sie ihre Kritiker nicht so loswerden wollen.« Sie diskutierte mit ihren Eltern und Freunden, verfolgte die Proteste in sozialen Medien. In Deutschland ging sie zum ersten Mal selbst auf Demonstrationen: zuerst zu Klimaprotesten in Freiburg, dann zu Mahnwachen und Protesten gegen den Krieg.

Und Lisa ist nicht die Einzige. Mariia sagt, am Tag nach dem Angriff Russlands seien rund hundert Mitschüler auf eine Kundgebung in der Freiburger Innenstadt gegangen. Sie hatte kurz vorher

eine Chatgruppe gegründet und freute sich, als so viele zum Treffpunkt kamen.

Seit dem Überfall Russlands organisiert Mariia Mahnwachen, sie spricht auf Schulveranstaltungen, hält Kontakt zur ukrainischen Community in Freiburg. »Am Anfang habe ich mich schuldig gefühlt, weil viele Menschen in der Ukraine gerade bedeutendere Dinge tun als ich«, sagt sie. »Sie opfern so viel, und ich bin hier in Deutschland und habe alles, was ich brauche.« Zwei Freunde seien an die Front gegangen, sagt Mariia. »Aber wir reden nicht so oft, ich rede mehr mit ihren Familien.« Ihre Stimme bricht, dann wechselt sie das Thema.

Seit Ausbruch des Krieges diskutieren die Schüler untereinander: Wie soll man auf die Gewalt reagieren, die Russland in die Ukraine trägt? Mit Gegenwehr? Ist man dann noch Pazifist? Manchmal, sagt Mariia, falle es ihr schwer, die Diskussionen auszuhalten. »Das ist für mich nicht kontrovers«, sagt Mariia. Gewalt zur Verteidigung sei notwendig. »Vielleicht gibt es bald kein Land mehr, in das ich zurückkehren kann.«

Was viele der Jugendlichen erkannt haben: Es ist ein Privileg, den Frieden als philosophische Übung zu betrachten.

Viele von Lisas und Mariias 180 Mitschülern sind mit Krieg aufgewachsen. Da ist Inas, der im Irak vor dem »Islamischen Staat« fliehen musste. Da ist Ruba aus Syrien, die mit den täglichen Schüssen im Bürgerkrieg groß wurde. Da ist Philémon aus der Demokratischen Republik Kongo, der sich unter seinem Bett versteckte, wenn sich draußen die Rebellen Gruppen beschossen. Oder Miranda aus Mexiko, die auf dem Weg zur Schule regelmäßig Leichen an einer Brücke hängen sah – ein Zeichen der Abschreckung durch die Drogenkartelle.

Vielleicht liegt der Wert der Verständigung am United World College in Freiburg in ihrer Unmittelbarkeit. Die Jugendlichen sprechen wenig über Schlagzeilen oder Statistiken. Sie reden von Vätern, Schwestern, Tanten oder Freunden, die Dinge erlebt haben, die sich andere nicht vorstellen können. Sie reden von Trauer, Angst, Wut und Hoffnung. Der Krieg, das sind ihre eigenen Geschichten.

Die Schule beschließt, all diesen Erfahrungen mehr Raum zu geben. In einer Aktionswoche entstehen Interviews und ein Podcast. Mariia organisiert mit Freundinnen eine Ausstellung im Eingangsbereich der Schule. Sie befragen Schüler und Lehrer aus Venezuela, aus dem Irak, Armenien und Bosnien, sie schreiben Texte, drucken Fotos aus und kleben alles auf buntes Tonpapier, darüber die Titel: Emanas, Inas', Mariams, Mikes Geschichte.

»Von Emanas aus Bosnien-Herzegowina habe ich gelernt, dass man Frieden nicht einfach mit einem Vertrag herstellen kann«, sagt Mariia. Die Traumata

des Balkankriegs seien bis heute spürbar. »Ich glaube, so wird es in der Ukraine auch sein.«

Auch der Lehrer Mikayel Minasyants, genannt Mike, hat von seinen Erfahrungen im Krieg erzählt. An einer anderen Schule wäre das vielleicht ungewöhnlich. »Ich finde diesen Austausch wichtig«, sagt er. »Ich wollte zeigen, dass ich keine Maschine bin, die den ganzen Tag Dinge von den Schülern verlangt.«

Minasyants wuchs in Armenien auf, das mit dem Nachbarland Aserbaidschan seit Langem um die Region Bergkarabach kämpft. Die Armenier sagen Arzach. Als der Krieg 2020 wieder ausbrach, unterrichtete Minasyants schon in Freiburg. Aserbaidschan gewann die Kontrolle über einen großen Teil der Gebiete, seitdem kann Minasyants die Gräber eines Teiles seiner Familie nicht mehr besuchen.

Minasyants ist gerne Lehrer am Robert-Bosch-College, er schätzt die kleinen Klassen, den Fokus auf Nachhaltigkeit. Aber Minasyants ist auch skeptisch geworden, was den Anspruch der Schule betrifft. Es sei gut, dass die Schüler lernten, dass sie etwas verändern könnten, sagt er. Und doch: »Wir werden unsere Mission nicht erfüllen.« Eine nachhaltige und eine friedliche Welt? Minasyants hat den Glauben daran verloren.

Vor einigen Monaten ging eine Nachricht durch das Netzwerk der United World Colleges: Die insgesamt 18 Schulen, verstreut auf der ganzen Welt, sind für den Friedensnobelpreis nominiert. Ein norwegischer Parlamentarier hat die UWC-Bewegung dafür vorgeschlagen. Im Direktorenzimmer der Schule schüttelt sich Laurence Nodder: »Diese Nominierung ist mir peinlich.« Klar, das sei eine Anerkennung, aber es gebe Leute, die viel mutigere Arbeit für den Frieden leisteten. Sie sollten den Preis bekommen. »Schauen Sie sich um«, sagt Nodder. »Das ist eine bequeme Organisation, wir arbeiten in einem sehr sicheren Umfeld.«

Das Schuljahr ist gerade zu Ende gegangen, bis August sind Ferien. Mariia wird zu ihrer Familie in den Westen der Ukraine fahren. Sie will ihre Eltern und die Tausenden Geflüchteten unterstützen, die momentan in ihrer Stadt unterkommen.

Lisa wird in diesem Sommer nicht nach Russland reisen. Fast alle Routen sind geschlossen, und die Gefahr ist zu hoch, dass sie nicht wieder nach Deutschland zurückkehren kann.

Im Herbst werden acht weitere Schülerinnen und Schüler aus der Ukraine, Russland und Belarus an das Robert-Bosch-College kommen. Schulleiter Laurence Nodder hat Stipendien für sie organisiert. Er weiß, das wird den Krieg nicht beenden. Aber auch diese Jugendlichen werden sich ihre Geschichten erzählen – und vielleicht etwas finden, das sie verbindet.

www.zeit.de/vorgelesen

Mehr Wissen

Auf vier Kontinenten sind 18 United World Colleges entstanden. Jedes Jahr lernen dort mehr als 10.500 Jugendliche aus aller Welt und absolvieren das zweijährige Programm International Baccalaureate (IB). Welchen Einfluss diese Erfahrung auf das Denken und Handeln der Absolventen nimmt, ob sie sich auch später für Frieden, Verständigung und Nachhaltigkeit einsetzen, wird derzeit in einer Studie der Harvard-Universität untersucht.